

Unterhaltung

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 10. 1892.

Verloren und gerettet.

Novelle von Ernst Otto Sopp.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am Nachmittage sagte Herr Hoffberg zu Frau Madeleine: „Mir liegt etwas auf der Seele, das ich nicht verbergen möchte.“

„Was ist Dir, Eduard?“

„Ich denke in dieser Stunde an meine Meta; sie ist meine einzige Tochter, und ich habe mich gegen sie vergangen. Wenn ich an's Land gelange, will ich wieder gut machen, was versäumt worden ist, und Du sollst mir darin beistehen.“

„Gern, Eduard. Ich wollte früher nur nichts sagen, weil ich sah, daß Du gar so zornig warst, ich wollte unsern Frieden nicht stören. Es war eine Schwäche von mir, ich hätte eher darüber reden sollen, denn sie mag mit ihren Kindern in Noth sein. Du kannst aber von Cork, vom ersten irländischen Hafen aus, schon telegraphiren.“

„Sie hat um Verzeihung gebeten, und das hätte mir genügen sollen; ungeschehen ist nichts mehr zu machen. Der Rahmlow ist vielleicht gar kein so untüchtiger Mensch, und sie liebt ihn nun einmal; aber es war zu viel Aerger in mir, daß sie meinem Willen trotzte, daß sie alle Pläne, die ich hatte, eigenmächtig durchkreuzte. Nun, auf Walter kann ich mich verlassen; wie ich ihn kenne, wird er ihr schon näher getreten sein und sich ihrer angenommen haben. Was meinst Du übrigens zu Walter und Eleonore Reimer? Wäre es nicht ein stattliches und passendes Paar? Und das Vermögen der Firma bliebe zusammen.“

Madeleine schüttelte den Kopf. „Ich kenne Walter zu wenig,“ sagte sie, „aber mein Instinkt — anders kann ich es kaum nennen — theilt mir mit, daß ihm die alten Reimers nicht passen werden. Aus Eleonore kann

nur etwas Gutes werden, wenn sie den Einflüssen ihres Vaters und ihrer Mutter entrückt wird.“

„Du magst Recht haben,“ schloß der Kaufmann diese Unterhaltung, „es ist ein guter Kern in dem Mädchen, aber das Moos muß abgetraht und entfernt werden, das sich am Stamm angefest hat, sonst geht der Baum unter. In unserem Leben ist zu viel Mode, Konvenienz, Heucheltram; wenn weiter nichts, so lernt man dies auf der Reise durch das neue Land.“

Die Nacht kam, so grimmig und düster, wie selten, und das Schiff mit seinen mehr denn zweihundert Seelen an Bord fuhr muthig in die grause Finsterniß hinein.

4.

Herr F. W. Reimer kam an dem Morgen, der auf das Gartenfest folgte, eine Stunde später als gewöhnlich in seine Geschäftsräume; er war erst in der Frühe in's Bett gekommen und hatte einen leisen Anflug des Zustandes, den die Ausländer, die schlecht deutsch sprechen,

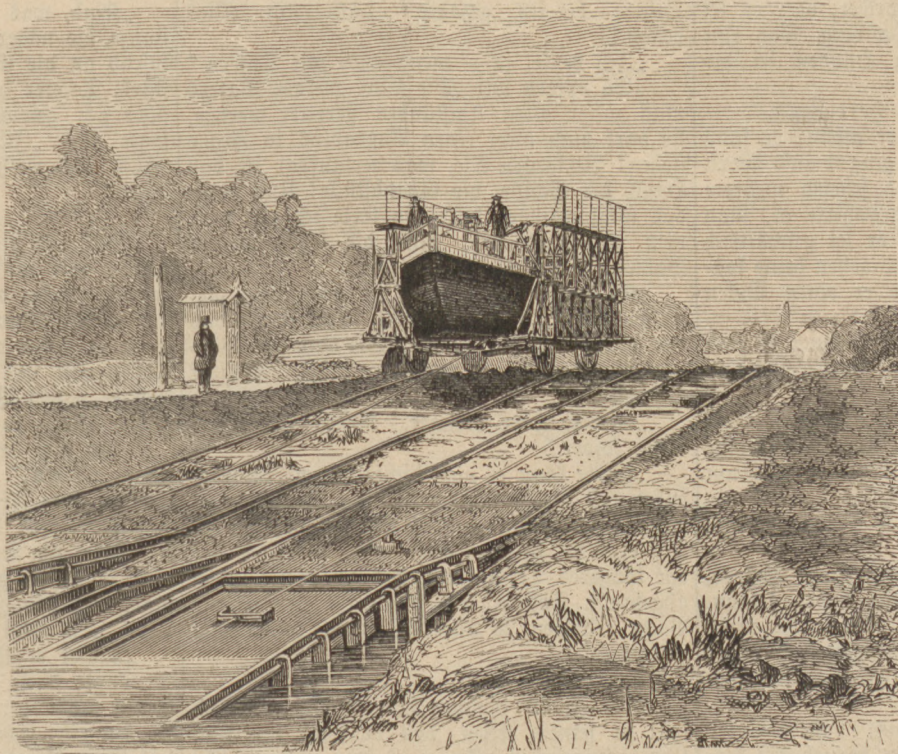
„die Jammerlazen“ nennen. Auf die physische Krankheit folgte bald ein moralischer Anfall, denn er erfuhr endlich, was Walter Hoffberg bereits wußte, daß Ohlsen & Krüger ihre Zahlungen eingestellt hatten. Dazu, recht um das Maß des Unheils voll zu machen, lief gegen Mittag ein Telegramm ein, daß Halloway & Morton in London bankrott seien.

Ein Schlag kommt selten allein, so lautet die alte Regel. Herr F. W. Reimer nahm den goldenen Bleistift zur Hand, langte nach der Rückseite eines Briefumschlages und addirte eine Reihe von Zahlen. Dann ließ er die Hände sinken und starzte ziemlich ausdruckslos vor sich hin; das Ergebnis war ein betrübendes. Wenn er allein die Last trug, wie billig war, die Last, die er versäumt hatte, zur rechten Zeit von sich abzuwälzen, so war ein großer Theil seines Vermögens dahin.

Er stand leise auf, ging zur Thür, die in sein Allerheiligstes führte, und verschloß sie. So, nun konnte er eine Zeit lang für sich allein sein und nachdenken; Herr Vork, der nach Richert's Tode zum obersten Buchhalter vorgerückt war, und der den Mund meistens offen hielt und ein Gesicht machte, als wolle er beim

Aufrechnen Fliegen schnappen, hatte es zuverläßig gehört, daß das Schloß eingeschnappt war. Es war sicher anzunehmen, daß er jetzt lästige Besucher abwehren würde. F. W. Reimer war also ungestört.

Dieser drehte das Couvert um und addirte noch einmal auf der Vorderseite. Kein Irrthum. Nicht nur das, was er im Geschäft stecken hatte, war unwiederbringlich dahin, auch ein Theil seines Privatvermögens ging noch mit darauf. Wenn er Zeit hätte, um langsam zu verkaufen, um Schiffsantheile, Grundstücke und Aktien nach Muße loszuschlagen, dann machte es sich leichter, dann verringerte sich der Schaden wohl beträchtlich; aber wie konnte er diese Zeit gewinnen? So viel stand



Beförderung eines Schiffes vom oberländischen Kanal über die geneigte Ebene auf der Schiffseisenbahn bei Buchwalde. (S. 75)

fest, er war ein ruinirter Mann, wenn er so fort hier allein eintreten mußte.

Wenn F. W. Reimer gegen sich selber ehrlich war, so mußte er sich eingestehen, daß er im Grunde trotz allen äußeren Scheins ein recht beschränkter Kopf sei und nicht wie ein kluger Kaufmann, sondern wie ein Narr gehandelt habe. Hatte Walter Hoffberg, dieser junge Fant, der hinter den Ohren noch nicht recht trocken war, ihn nicht schon vor Monaten gewarnt und ihm mitgetheilt, daß Ohlsen & Krüger „faul“ seien? F. W. Reimer hatte sich hinhalten und durch glatte, listige Worte täuschen lassen. Er hatte den Vorpiegelungen des alten Ohlsen geglaubt, der ihm schmeichelnd um den Bart ging; der unfehlbare Musterkaufmann war hinter das Licht geführt worden!

Er war, wie man so sagt, ganz aus dem Häuschen. Wenigstens sprang er wie besessen auf und rannte in dem engen Stübchen mit einer Geschwindigkeit auf und ab, die man seinen Jahren gar nicht hätte zutrauen sollen. Die schweren Teppiche dämpften übrigens den Schall; er konnte nach Herzenslust toben und umherlaufen, ohne daß es Einer vom Comptoirpersonal vernahm. So war F. W. Reimer an dem denkwürdigen Morgen.

Endlich setzte er sich wieder und suchte sich zu fassen. War denn kein Ausweg? Er hatte ja die Vollmacht seines Theilhabers; aber darin war genau festgesetzt worden, wie weit F. W. Reimer gehen durfte. Die Vollmacht ließ sich nicht fälschen, nein, das war unmöglich; denn Herr Hoffberg konnte bei seinem Rechtsanwalt oder sonst wo eine Abschrift hinterlegt haben.

Und doch! Es mußte wenigstens versucht werden. Er klingelte, und Herr Loriz erschien.

„Sie haben geschellt, Herr Reimer?“

„Jawohl! Gehen Sie doch 'mal sofort zum Rechtsanwalt Seger und bitten Sie ihn, er möge gestatten, daß Sie einen Augenblick Einsicht nehmen von der mir gegebenen Vollmacht des Herrn Hoffberg. Nur Einsicht nehmen, nicht mitbringen! Und gehen Sie selber.“

Herr Loriz war nach zehn Minuten wieder da.

„Herr Rechtsanwalt Seger meinte, er hätte kein Duplikat der Vollmacht; so viel er wisse, sei auch keins angefertigt worden, oder es sei im Privatbesitz des Herrn Hoffberg. Das eine Exemplar, das in unseren Händen sei, genüge ja.“

„Ganz recht; es ist gut, Herr Loriz.“

F. W. Reimer war wieder allein; er sann einen Augenblick nach, dann ging er an's Werk. Er schrieb und rechnete und schrieb mehrere Stunden. Nach Hause telegraphirte er, man möge nicht auf ihn warten, er sei geschäftlich behindert und werde sein Mittagessen heute später einnehmen. Dann sandte er einen Boten an Walter Hoffberg.

Walter hatte erwartet, daß Reimer zu ihm schicken würde; er war darauf vorbereitet und fuhr sofort zu ihm.

„Mein lieber Herr Walter,“ begann Reimer, „bitte, nehmen Sie doch Platz. Es ist eine ernste Sache, in der ich Sie bemühen und um Ihre Mitwirkung bitten muß.“

Walter nickte. „Ohlsen & Krüger,“ sagte er kurz.

„Ja,“ sagte der Theilhaber seines Vaters, „das war voranzusehen. Wir haben gethan, was wir konnten, aber Alles war nicht mehr zu retten. Wissen Sie den jetzigen Aufenthalt Ihres Vaters? Kann ein Telegramm ihn noch erreichen?“

Walter schüttelte den Kopf. „Mein Vater und Frau Madeleine sind am dreizehnten dieses Monats von Boston auf der Stadt Bo-

ston' abgefahren. Ich theilte es Ihnen ja mit; Sie haben das Datum wohl vergessen.“

„Ach ja, richtig, ich entfinne mich. Es lag in diesen Tagen so Manches vor, daß mir dies ganz entfallen ist. Er schwimmt jetzt auf dem Ocean, und so ist es unmöglich. Wann, denken Sie, kann er in Irland landen?“

„Er meldete, die Stadt Boston sei kein Schnelldampfer; somit würde er wohl am drei- undzwanzigsten frühestens, vielleicht aber erst einige Tage später in Europa ankommen. Das hängt vom Wetter ab.“

„Zu spät! Viel zu spät!“ murmelte F. W. Reimer. „Mein lieber Walter,“ fuhr er fort, „ich kenne Sie ja von Kindesbeinen an — und Sie sind Eduard Hoffberg's einziger Sohn und Erbe —“

Er stockte plötzlich.

„Wo soll das hinaus?“ dachte Walter. Dann sagte er laut: „Herr Reimer, es ist etwas Schlimmes — lassen Sie mich nicht lange in Ungewißheit?“

„Nein,“ sagte der Kaufmann, „ich muß Alles mittheilen. Hören Sie, diese amerikanische Reise Ihres Vaters wollte mir von Anfang an nicht recht gefallen. In seinen Jahren — eine solche weite und doch immerhin nicht so ganz ungefährliche Fahrt — und in Amerika das viele Reisen, wo die Brücken so oft einbrechen und die Züge entgleisen. Wissen Sie, daß Ihr Vater in der letzten Zeit ganz bedeutend spekulirt hat?“

„Davon ist mir nichts bekannt.“

„Das dachte ich mir — und doch ist es so. Er ist zu sehr in's Zeug gegangen. Wechsel auf Wechsel trifft jetzt ein und muß honorirt werden.“

„Herr Reimer!“

„Ja, mein armer Walter, es hilft nichts mehr, es muß heraus, ich muß es Ihnen mittheilen. Dazu kommen jetzt die Schläge, die unser Geschäft treffen. Auch ich verliere ja — Ohlsen & Krüger haben fallirt, und vor einer Stunde meldete mir ein Telegramm, daß Halloway & Morton in London Konkurs angemeldet haben. Wir waren stark mit ihnen engagirt, ich hatte dort Deckung gesucht, aber es scheint, sie hatten sich mit Ohlsen & Krüger zu tief eingelassen. Ihr Vater ist ein ruinirter Mann. Was soll ich nun thun?“

„Was Sie thun sollen? Haben Sie die Bilanz bereits gezogen? Läßt sich Alles decken?“

„Ich denke, ja — wenn auch mit Opfern.“

„So opfern wir. Die Ehre meines Vaters muß unter allen Umständen gerettet werden, sie darf auch nicht einen Augenblick in Frage stehen! Verkaufen Sie, was verkaufbar ist, das Haus, die Schiffe, die Grundstücke! Und wenn das nicht genügen sollte, so trete ich mit meinem Vermögen ein. Für die Ehre meines Vaters ist mir nichts zu theuer.“

„Es wird genügen; es ist hochherzig von Ihnen gedacht und gehandelt. Ich nahm das von vornherein an. Wollen Sie nach dem Verlauf einiger Tage von der Lage Einsicht nehmen?“

„Gewiß, Herr Reimer. Wenn Sie wünschen, sofort.“

„Heute kann es noch nichts nützen; ich muß selber erst die Zusammenstellung machen und sehen, was bei Halloway & Morton zu thun ist. Ich erwarte heute Abend noch Antwort auf ein längeres Telegramm, das ich nach London abgehandelt. Sollten Sie Nachricht von Ihrem Vater erhalten, so bitte ich, es mir sofort mitzutheilen.“

Damit schieden sie.

Herr F. W. Reimer kam an diesem Abend spät zu seinem Essen, das er sonst um fünf Uhr einzunehmen pflegte; es war nahezu acht geworden, und Frau Konstanze erschraf über

das Aussehen ihres Mannes. Das sonst sorgfältig glatt gescheitelte Haar hing in wirren Strähnen um seinen charakteristischen, edigen Kopf, die Perrücke, die den kahlen Wirbel bedeckte, hatte sich verschoben. Er sah arg mitgenommen, fast verzweifelt aus.

„Mann, was ist Dir?“ sagte sie. „Ein großes Geschicksglück?“

Er nickte. „Gib mir ein Glas Wein!“

„Willst Du nicht essen?“

„Ja, später, meine Kehle ist trocken von der Arbeit. Und gerade heute, am Tage nach der Gesellschaft — es ist ein widriger Zufall. Wo ist Eleonore?“

Eleonore erschien soeben in der Thür.

„Mein Kind,“ sagte der Vater und blickte das schöne Mädchen mit einem gewissen Stolz nachdenklich an, „mein Kind, sehe Dich einen Augenblick zu mir. Wie denkst Du über Walter Hoffberg?“

„Wie meinst Du das, Vater?“

„Nun — wie stehst Du mit ihm? Kannst Du ihn leiden? Hat er je Andeutungen gemacht oder sich Dir gegenüber ausgesprochen?“

„Vater!“

„Nun ja, es wäre denn doch nicht so wunderbar, ihr kennt euch so lange, seid zusammen aufgewachsen — und vor Jahren war er schon Dein eifriger Verehrer.“

„Das waren Kindereien, Vater.“

„Aus kindlichem Spiel kann Ernst werden.“

„Hat er um meine Hand angehalten, Vater?“

„Das hat er nicht, es war gar nicht die Rede davon; aber wenn es so kommen sollte, was würdest Du sagen, Eleonore?“

„Soll ich Dir gerade jetzt eine Antwort geben?“

Reimer überlegte einen Augenblick. „Nein,“ sagte er dann, „aber ich will Dir etwas sagen. Wenn er sich erklären sollte — ich weiß, Du bist stets eine gehorsame Tochter gewesen — wenn eine Gelegenheit kommen sollte und es möglich wäre — ich will Dich nicht zwingen, Eleonore, Gott bewahre mich! Aber das kann ich Dir sagen, daß es mir sehr, sehr lieb wäre. Ich bin ihm sehr verpflichtet, ich schulde ihm viel Dank — und wenn Du Dich entschließen könntest, ihn zu lieben —“

Er brach ab, denn Eleonore war an das Fenster getreten und schluchzte.

„Kind, was ist Dir?“ fragte Frau Konstanze, die näher getreten war und sich lieblosend an die Erschütterte schmiegte. Aber die starke Tochter hatte schon wieder die Herrschaft über sich gewonnen. „Gute Nacht, Vater!“ sagte sie. „Ich habe verstanden, was Du willst, und weiß es jetzt, mehr kann ich nicht sagen.“

Während die behagliche Ruhe der vollkommenen und musterhaften Familie Reimer so gestört wurde, war auch Walter Hoffberg in starker Aufregung über das Gehörte, das er kaum zu fassen vermochte. Nach einer längeren Rücksprache mit seinem Schwager Rahmlow ließ er seinen Wagen kommen und fuhr noch gegen Abend zu Tante Luise.

„Du bist der lebenswürdigste Reife, den ich je gesehen,“ mit diesen Worten empfing ihn die alte Frau; „gestern bringst Du uns zum Fest, und heute kommst Du als echter Kavaliere, um Dich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, die Du so ritterlich behütet und heimgeleitet hast. Doch was ist mit Dir? Du siehst so verstört aus!“

Walter erzählte Alles.

Tante Luise brach zuerst in Thränen aus. Dann sagte sie: „Ach, verzeihe, mein Junge, ich bin eine thörichte alte Frau und will Dir das Herz nicht noch schwerer machen. Weißt Du, ich bin in Allem, was Geld- und Geschäfts-

sachen anbelangt, recht unwissend geblieben mein Leben lang; ich hatte in meinem engen Kreis nie Gelegenheit oder Veranlassung, mich darum zu kümmern und zu sorgen; aber das glaube ich fest, daß mein Bruder Eduard nichts Leichtsinnes unternommen hat."

"Nahmlow glaubt es auch nicht," sagte Walter, "doch das hilft uns diesmal nichts. Wir werden uns einschränken müssen. Hast Du übrigens eine Ahnung davon, ob Dir dies Gut verschrieben und übertragen oder in förmlicher Weise geschenkt worden ist? Ist es nach dem Gesetz Vaters Eigenthum, oder ist es das Deinige?"

"Ich fürchte beinahe, daß wir dies vergessen haben, Walter. Dein Vater hat an solche Umstände auch nie gedacht. Ach, mein Gott, wie wird es nur sein, wenn er wieder hier ist! Was für ein Gesicht wird er machen — ich mag ihm gar nicht begegnen, es thut mir zu leid. Er war es gewohnt, eine große Rolle zu spielen; das ist nun Alles vorbei."

"Ich denke jetzt nur an das Nächstliegende, Tante Luise. Es ist recht schlimm, daß Du nicht ein wenig praktischer gewesen bist. Nun kann es möglich sein, daß ihr, Du und Fräulein Elise, das alte Heim verlassen müßt. Du hast fast Dein ganzes Leben hier verbracht und sollst jetzt noch auf Deine alten Tage in die Stadt ziehen? Das will mir nicht gefallen, ich glaube, ich werde Dein Sülldorfer Besitztum erstehen und Dein Pächter werden. Elise wird auch ungern bei Frau Madeleine ihre Wohnung aufschlagen. Warum steht sie sich eigentlich mit ihrer Schwester nicht gut?"

"Sie kann ihre ewige Migräne nicht ertragen, und außerdem gibt es sonst noch so Manches, was die Schwestern trennt. Madeleine ist ja auch viel älter, sie könnte fast Elisens Mutter sein, und hat ihre Eigenheiten. Elise versuchte es ja eine Weile, aber es paßte hier und da nicht. Nun, sie gingen ja ohne Groll voneinander, es war eine ruhige Auseinandersetzung, bei der ich zugegen war. Soll ich übrigens Elise rufen, sie ist oben auf ihrem Zimmerchen, willst Du ihr guten Tag sagen?"

"Nein, Tante, heute nicht, mir schwirrt der Kopf etwas. Ich kann mich doch nicht so schleunig in den Gedanken fügen, daß nun mit einem Male Alles verloren ist. Lebe wohl, Tante Luise!"

Sie nahmen Abschied.

Als der Neffe fort war, setzte sich Tante Luise eine kleine Weile still hin und weinte sich satt. Das war für sie ein dringendes Bedürfnis. Sie konnte bei großen Haupt- und Staatsaktionen oder wichtigen Ereignissen, die in der Familie vorfielen, äußerlich recht ruhig bleiben; aber die Gedanken wuchsen und reiften in ihr immer erst nach einer guten Weile, bis ein Ausbruch stattfand. Mit rothgeweinten Augen ging sie hinauf zu Elise.

"Aber Tante, wie siehst Du aus? Du hast ja geweint!"

"Hatte Grund dazu; Deine Augen sehen übrigens recht verdächtig aus. Es ist doch eine ganz andere Zeit; als ich jung war und Välle besuchte, da fiel es uns jungen Mädchen gar nicht ein, am Tage nach einem solchen Feste zu flennen. Das heutige Geschlecht ist viel zu feinfühlig, die Kinder sind bereits nervös."

"Darf ich nicht wissen," unterbrach sie Elise, "warum Du Thränen vergossen hast?"

"Gewiß, das Geheimniß läßt sich doch nicht hüten. Walter theilte mir eben mit, sein Vater habe Alles verloren. Denke Dir nur — Alles! Das ist für Madeleine auch schlimm; oder ist ihr schon etwas gesichert?"

"Das glaube ich doch. Schlimm bleibt es trotzdem. Nun, Herr Walter Hoffberg hat ja noch immer genug; und wenn er das reiche Fräulein Reimer —"

"Hast Du das auch bemerkt? Ja, es war gestern Abend recht deutlich, und unter den Umständen wäre es vielleicht ein Glück, obwohl mir Eleonore nicht ganz gefällt."

"Warum denn nicht, Tante? Sie ist doch seine Jugendspielin und liebt ihn gewiß!"

"Meinst Du? Nein, sie ist mir zu schön! Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß ich mit ihr jemals in ein rechtes vertrauliches Verhältnis gerathen könnte. Und die Schwiegereltern, die Walter dann erhält! Nun, fertig werden würde er mit ihnen schon; ich glaube, Walter ist nicht furchtsam, so jung er noch ist, so energisch ist er auch. Wir wissen übrigens noch gar nicht, ob er auch die Eleonore will, wenn sie auch bereit scheint."

"Hast Du ihn noch nie gefragt, Tante?"

"Närrchen, das wage ich gar nicht; so gut ich mit Walter stehe, und so lieb er mir ist, so weiß ich doch, daß er indiscrete Fragen sehr kurz zu beantworten pflegt. Ich bin übrigens viel zu ehrlich und habe gar kein Talent für heimliche Kuppelleien oder für Ehestiftungsversuche, die älteren Frauen so oft wahre Herzensbedürfnisse sind. Es ist schade um das viele Geld, das mein Bruder Eduard besessen hat, und das nun in Rauch aufgegangen sein soll, und es ist hart für ihn, in seinen Jahren noch einmal von vorn anfangen zu müssen. Er hat viel Glück und auch manches Unglück im Leben gehabt."

"Von dem Unglück habe ich noch nichts gehört, Tante."

"Ja, das liegt weiter zurück. Er lebte recht glücklich mit seiner ersten Frau, Walter's und Meta's Mutter, er liebte sie zärtlich und hatte sein ganzes Herz an sie gehängt. Und dann froch eines Tages die Schlinge in seinen Paradiesgarten. Bertha, so hieß sie ja, war sehr musikalisch und etwas schwärmerisch veranlagt, was man früher als romantisch kannte und mehr Mode war als jetzt, da man in's Extreme umschlägt. Eduard hatte damals einen entfernten Verwandten von uns, einen Vetter Lehwaldt, in sein Haus aufgenommen. Lehwaldt hatte ein klein wenig Genialisches an sich und war kein dummer Mensch, aber ich glaube, er war an irgend einem Gramen gescheitert und nun brodblos, eine von den Existenzen, die es nie zu etwas Rechtem bringen, weil sie keine Zucht besitzen, ich meine Selbstzucht; und die Arbeitslust fehlte ihm auch. Er dämmerte seine Tage so hin und konnte sich nicht aufraffen, ihm war stets wehmüthig zu Sinne. Der große Schmerz des Lebens, pfl egte der Buchhalter, der boshafte alte Richter, zu sagen, ist ihm in die Knochen gefahren. Er vergoß Thränen wie eine alte Memme, und das Essen und Trinken am Tische seines Verwandten schmeckte ihm vortreflich. Er litt geistig, wie er sagte, und deklamirte Verse und hatte dabei dicke Backen und frogte von Gesundheit. Nun, um es kurz zu machen, eines Abends kam Bruder Eduard in der Dämmerstunde unvermuthet nach Hause und fand seine Frau, vor der der Vetter auf den Knien lag, dessen Hand sie in der ihren hielt. Ob sie das aus Mitleid gethan, weiß ich nicht mehr. Wie sie sich so weit hat vergessen können, ist mir ein Räthsel heute noch, sie liebte den wehmüthigen Lumpen sehr nicht. Eduard aber konnte ihr das nicht vergeben; äußerlich wurden sie wieder einig, Vetter Lehwaldt flog aus dem Hause und ist in die Fremde gegangen und dort verdorben oder gestorben. Doch der Riß, der durch das Eheglück gegangen war, konnte nicht mehr geheilt werden. Bertha kränkelte seitdem, und nach zwei Jahren starb sie, das arme Ding. Sie war an seiner schweigenden Nichtachtung und Verachtung zu Grunde gegangen. Er litt lange Jahre schwer und hat es nie wieder verwunden; aber am meisten Eindruck machte die traurige dumme Geschichte

auf Walter. Er war ein kleines Bübchen, als dies passirte; später erzählte es ihm Jemand, ein sogenannter Freund, dem es ein Hochgenuß war, einen Stachel in das Leben des Fremdes zu drücken. Und glaube mir, Walter's Charakter hat dadurch eine große Veränderung erfahren — doch was plaudere ich hier so lange von alten trüben Erinnerungen! Gute Nacht, mein Kind, schlaf wohl!"

Tante Luise ging zur Ruhe, Elise aber blieb noch lange auf. Ein feiner Regen, der sich immer mehr verdichtete, hatte eingesetzt; der zog klagend durch die Linden, die ihren grünen Blätterschmuck abzuwerfen begannen. Sie saß am Fenster und sah träumerisch in die Nacht hinaus und horchte auf die Musik der Tropfen, welche die Regenrinne entlang polkerten. Dabei wurde ihr still und friedlich zu Muthe; und als sie dann ihr Lager aufgesucht hatte, kam ein glücklicher Traum, der sie mit freundlichen Bildern erquickte und ihrem Herzen frische Hoffnung einflößte.

(Fortsetzung folgt.)

Die geneigten Ebenen am oberländischen Kanal.

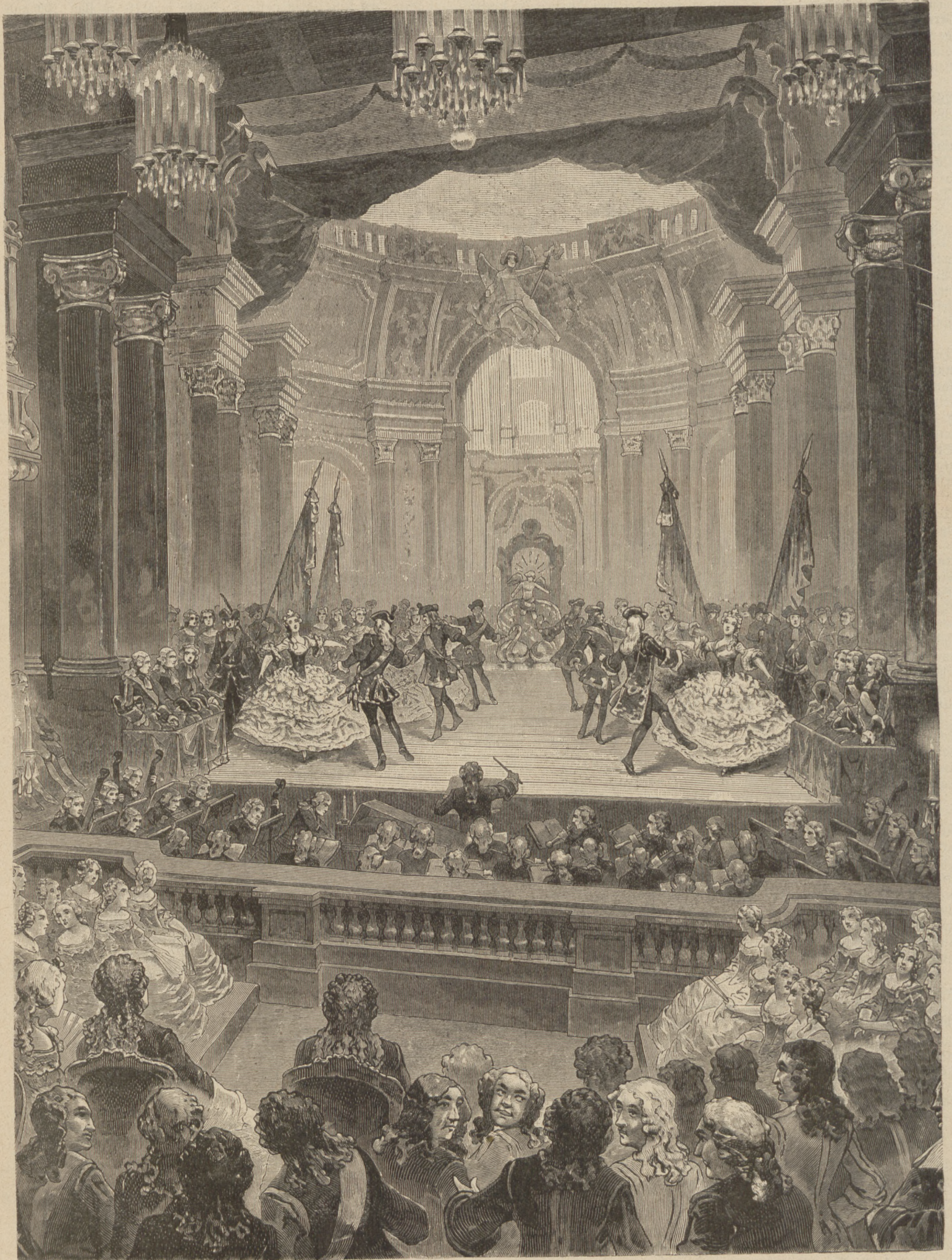
(Mit Bild auf Seite 73.)

Unter den preussischen Kanälen ist der in den Jahren 1844 bis 1861 gebaute oberländische Kanal zwischen Osterode und Elbing in Ostpreußen dadurch bemerkenswerth, daß bei ihm nach dem Vorbilde des nordamerikanischen Morriskanals das System der geneigten Ebene, wodurch Flußfahrzeuge auf Wagen bergauf und bergab geschafft werden, angewandt ist. Jede geneigte Ebene (siehe das Bild auf S. 73) besteht aus einer steigenden und einer fallenden Fläche, über die sich der Länge nach zwei Paar auf eisernen Schwellen ruhende Eisenschienen hinziehen. Auf letzteren bewegen sich, wenn das Werk in Thätigkeit ist, eiserne Wagen von 3 Meter Breite, 20 Meter Länge und 500 Centner Gewicht auf- und abwärts. Im ruhenden Zustande steht der eine Wagen im oberen, der andere im unteren Bassin im Wasser, so daß nur ein Theil des eisernen Geländers sichtbar ist. Die auf dem Kanal, der eine Reihe von Seen mit großen Niveauunterschieden verbindet, an einer solchen geneigten Ebene anlangenden Schiffe werden im Wasser über den Wagen geführt und vorn und hinten mit Ketten an seinem Geländer befestigt. Anfangs schwimmt das Schiff über dem Wagen, dann wird das Fahrwasser flacher, und das Schiff lagert sich auf dem Wagen. Gleichzeitig, wenn dies oben mit einem Fahrzeug vor sich geht, geschieht unten dasselbe mit einem zweiten, dann geht die auf einem Seil ohne Ende beruhende Maschinerie die durch starke Drahtseile verbundenen Wagen in Bewegung. Als bewegende Kraft dient das Wasser, das aus dem Kanal auf ein rückenschlägiges Wasserrad von 7 Meter Durchmesser fällt, wodurch 68 Pferdekräfte geleistet werden.

Eine Balletvorstellung im vorigen Jahrhundert.

(Mit Bild auf Seite 76.)

Das moderne Ballet datirt eigentlich erst seit der Gründung der großen französischen Oper durch Lully und den Operndichter Quinault, der es mit der Oper verflocht. Eine weitere Vervollkommnung des Ballets bewirkte 1697 La Motte, indem er das Interesse der Handlung verstärkte. Ludwig XIV. selbst tanzte in diesen neuen Balletten mit, und bald wurde es auch bei den deutschen Fürsten ein Ehrenpunkt, mit dem Versailler Hofe in der Auführung prunkhafter Ballette zu wetteifern. Unsere Illustration auf S. 76 führt dem Leser eine solche Vorstellung im vorigen Jahrhundert vor Augen. Das Parterre und die Logen des lichtstrahlenden Theaters fällt eine erlebte Gesellschaft vornehmer Herren und Damen, die Vornehmsten von Allen sitzen rechts und links vom Proscenium selbst, um die auf der Bühne figurirenden Darsteller ja aus nächster Nähe betrachten zu können. Es handelt sich offenbar um ein sogen. „heroisches Ballet“, wie die auf der Bühne befindlichen Soldaten, Fahnen u. s. w. beweisen. Der bei solchen Vorstellungen entfaltete Luxus ging in's Maßlose und verschlang Unsummen.



Eine Balletvorstellung im vorigen Jahrhundert. (S. 75)

Humoristisches.

Ein trauriges Mißverständnis.



Sah einst ein Ritter aus Burgund
Die schöne Jungfrau Adalgund,
Wie sie spazieren ging im Haine,
Und schwur sogleich: „Sie oder keine!“



Vor ihrem Haus um's Abendroth
Klagt er ihr seiner Liebe Noth,
Fleht um ein Zeichen ihrer Gunst,
Und, wie es scheint, auch nicht umsonst.



Es tritt an des Balkones Rand
Die holde Maid, und in der Hand
Hält sie was Weißes; mit Entschiden
Thut unser Ritter es erblicken.



Hinunter wirft sie ein Papier:
„Es ist ein Brief! Ein Brief von ihr!“
Der Ritter stürzt drauf los mit Hast,
Hebt's auf und öffnet's und — erblickt.



Beh'n Pfenn'ge waren's in der That,
Und unser armer Ritter hat
Dieselben gleich in Schnaps vertrunken
Und denkt bei sich in Schmerz verfunken:



„Weil sie mich für 'nen Spielmann hält,
Sei dies als mein Beruf gewählt!“ —
So kam der Ritter aus Burgund
Durch Mißverständnis auf den Hund!

Nur ein Komma.

Erzählung von W. Steppert.

(Nachdruck verboten.)

1.

Im Jahre 1866 sagte man noch von Washington mit Recht, daß es dort Häuser ohne Straßen und Straßen ohne Häuser gebe. Die Stadt gewährte nämlich nur nach der Gegend hin, welche sich zu den Füßen des „Kapitols“ befindet, einen stadthähnlichen Anblick, sonst sah man nach allen anderen Seiten hin nur Dorfartige Häusergruppen und zwischen ihnen zerstreut einzelne Häuser von Holz oder Backsteinen und angefangene, aber nicht vollendete Straßen.

Nachdem Washington als Bundeshauptstadt begründet worden war, und man dort als das Hauptgebäude des ganzen Staates das Kapitol errichtet hatte, erwartete man, daß sich die Stadt nach Osten entwickeln würde. Sie that dies jedoch nicht, sondern vielmehr nach Westen und Süden, und so entstanden verschiedene Stadttheile, die durch die Arme des Potomac getrennt waren.

Es wohnte sich übrigens gut da draußen jenseits des Potomacflusses in den kleinen Häuschen, die um ein Billiges zu miethen waren, und deren Bauart auch darauf berechnet war, daß sie nur von einer Familie bewohnt wurden.

Auch ein Deutscher, Namens Martini, hatte draußen in der Westvorstadt ein kleines Häuschen gemiethet, in welchem er mit seiner alten Mutter wohnte. Er war noch als junger Mann aus Deutschland nach Amerika gekommen, hatte daheim nicht gut gethan, wie man so zu sagen pflegt, und sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihn daher über's Meer geschickt. Bei den Wenigsten schlägt indeß dies Mittel der Familienjustiz so gut an, wie bei Eduard Martini, für den Amerika in der That zu einer Besserungsaufstalt wurde. Er wurde dort ein Mann, der deutsche Ehrenhaftigkeit und Gesinnung mit amerikanischem Fleiß und amerikanischer Unternehmungslust verband.

Als im Jahre 1861 der Krieg der Südstaaten gegen die Nordstaaten losgebrochen war, hatte Eduard Martini sich auf die Seite der Nordstaaten gestellt und war in eins der deutschen Regimenter eingetreten. Er schlug die großen Schlachten mit, wurde verwundet und war, als der Krieg zu Ende ging, invalide, so daß ihm der Kongreß eine Anstellung gab, die ihn anständig ernährte.

Martini wurde wegen seiner Bildung zum ersten Korrektor in der Staatsdruckerei zu Washington gemacht, welche sich mit dem Druck aller Verfügungen der Regierung, vor Allem aber des Kongresses und der von ihm erlassenen Gesetze beschäftigt. Dieser Arbeit, welche große Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit erforderte, konnte Martini sehr wohl vorstehen. Sie brachte ihm ein reichliches Einkommen und setzte ihn sogar in den Stand, seine Mutter aus Europa zu sich kommen zu lassen, welche durch den Tod ihres Gatten und ihrer Tochter gänzlich vereinsamt war. Die alte Frau hatte auch nicht gegögert, über's Meer zu gehen und dem Sohne dort gewissermaßen jetzt erst eine Heimath zu begründen.

Die Arbeit der Korrektoren hatte sich in der letzten Zeit sehr gehäuft. Dieselben waren genöthigt, mit ihrem Chef zusammen über die gewöhnliche Zeit hinaus zu arbeiten, und so begab sich Eduard Martini an einem stürmischen Herbstabend des Jahres 1866 ziemlich spät nach Hause. Es dunkelte bereits, als er das Gitter des Vorgartens öffnete und auf die geschlossene Hausthüre zuschritt. Auf der Schwelle derselben sah er Jemand sitzen; er trat näher heran und sah, daß es ein außerordentlich dürrig gekleidetes Mädchen war,

das sich in eine Ecke der Hausthür gedrückt hatte.

Mitleidig beugte sich Martini herab, um zu sehen, was dem Mädchen fehle, aber dessen Gesicht war verhällt, und keine Bewegung verrieth, daß Leben in ihm sei.

Martini schloß hastig die Hausthür auf, eilte in das Zimmer zu ebener Erde, in dem er seine Mutter fand, und bat sie, hinauszu gehen und das junge Mädchen zu fragen, was ihm fehle, weil dieses zu einer Frau gewiß mehr Vertrauen haben würde, als zu ihm, dem Manne.

Die würdige Frau eilte hinaus und kam nach wenigen Augenblicken mit den ängstlichen Worten zurück: „Hilf mir, sie in's Haus zu tragen. Die Arme ist ohnmächtig, ob vor Hunger, Erschöpfung oder Kälte, weiß ich nicht.“

Hilflos lag im Winkel der Hausthür das junge Wesen, das in der That ohnmächtig zu sein schien. Frau Martini wollte beim Aufheben helfen, aber der kräftige Sohn wies ihre Hilfe zurück, hob das Mädchen auf, welches noch ein halbes Kind zu sein schien, und trug es in sein eigenes Zimmer, wo er die Ohnmächtige auf das Sopha niederlegte.

Eduard mußte sich bald entfernen, um der Mutter die Sorge für die Arme allein zu überlassen. Er sah aber doch, wenn auch nur auf einen Augenblick, ein Gesicht vor sich, das ebenso von sanfter Schönheit, als mitleiderregend schien. Es war ein feines, jetzt nur sehr blaßes Gesicht, welches braune Haare in dichten Flechten umgaben und welches einen eigenthümlichen Zug von Schmerz und Trübsal selbst in der Ohnmacht zeigte. Die Augen waren geschlossen, aber die langen seidnen Wimpern ließen vermuthen, daß die Augen, die zu dem schönen Gesicht gehörten, nicht minder schön sein würden, als dieses selbst.

Nach einiger Zeit kehrte die Mutter zurück und sagte, der Armen sei besser; sie sei eine Deutsche, eine arme Waise, die von ihren Pflegern verstoßen worden; sie habe sich hungernd und ohne Obdach schon seit einigen Tagen umhergetrieben und wäre im Begriff gewesen, sich in den Fluß zu stürzen, als sie vor Müdigkeit an der Schwelle dieses Hauses zusammengesunken sei.

Die Unglückliche hatte dann die ihr gereichten Stärkungen zu sich genommen und war hierauf in einen tiefen Schlummer gefallen. Mutter und Sohn nahmen daher schweigend die Mahlzeit ein und begaben sich dann nach der anderen Seite des Hauses, um am Kamin sitzend ein wenig zu plaudern, doch aber jedes Geräusch vermeidend, welches die Unglückliche hätte stören können.

Es war inzwischen spät geworden, und Frau Martini ging vor dem Schlafengehen noch einmal hinüber, um zu fragen, ob ihr Schützling noch etwas bedürfe. Gleich darauf hörte Eduard das laute Rufen seiner Mutter, und als er bestürzt in das Zimmer trat, fand er das junge Mädchen in demselben nicht mehr vor. Das geöffnete Fenster zu ebener Erde, welches nach dem Garten hinausging, bewies, daß sie diesen Weg genommen hatte, um sich aus dem Hause zu entfernen.

Jenes eigenthümliche Gefühl, welches den Menschen befällt, der seine Wohlthaten mit Undank belohnt sieht, ergriff auch Mutter und Sohn. Ihr Mitleid machte dem Zorne Platz, denn ihr erster Gedanke war, daß sie einer Gaunerin zum Opfer gefallen seien, welche sich in das Haus eingeschuggelt hätte, um zu stehlen. Sie durchsuchten hastig das Zimmer, aber es fehlte nichts.

Als Eduard am nächsten Morgen das Haus verließ, um sich in sein Bureau zu begeben, blickte er unwillkürlich nach der Ecke, in welcher er am Abend vorher die Fremde gefunden

hatte, da fielen seine Augen auf einen glänzenden Gegenstand, der wohl die Nacht über hier draußen gelegen hatte. Es war, wie Eduard sofort erkannte, der Schlüssel zu seinem Bureau in der Druckerei, welchen er stets unter Verschuß halten mußte. Wahrscheinlich war ihm dieser entfallen, als er am Abend vorher die Unglückliche aufgehoben und hineingetragen hatte.

2.

Das Goldfieber, welches im Anfang der fünfziger Jahre Schaaren von Abenteurern nach Kalifornien führte, brachte auch Ackerbauer und Ansiedler für jene Landschaften im fernen Westen.

So waren am Sacramentoflusse kleine Ansiedelungen entstanden, die im Jahre 1872 schon theilweise zu kleinen Dörfern angewachsen waren, welche sich natürlich stolz Städte nannten und den Mittelpunkt des Handels und Verkehrs für die ringsum wohnenden Farmer bildeten.

An der Fenz, das heißt an dem Zaune einer solchen Farm, die ziemlich einsam und weit ab von den Ufern des Flusses liegt, steht eine alte Frau, welche die Augen mit der Hand gegen die Abendsonnenstrahlen beschattet und angestrengt nach Westen blickt, als erwarte sie Jemand. Wenn wir sie näher betrachten, werden wir in ihr Frau Martini erkennen.

Eduard Martini hatte in der That nach vollständiger Wiedererlangung seiner Gesundheit seine Stellung aufgegeben, veranlaßt durch den Brief eines Freundes und ehemaligen Kampfgenossen, in welchem dieser ihm mittheilte, daß er nach Europa zurückkehren und seine Farm in Kalifornien verkaufen wolle. Da war in Eduard der Wunsch erwacht, sich selbstständig zu machen. Er kaufte die Farm unter sehr günstigen Bedingungen, und seit drei Jahren wirthschaftete er jetzt mit seiner Mutter, die sich hier in der freien Natur zu verjüngen schien, und mit einer Anzahl von deutschen Arbeitsgenossen in Feld und Wald und fand sich vortrefflich in die Rolle eines Landwirths.

Frau Martini sieht gespannt nach Westen. Ihre alten Augen sind noch scharf, und nur in der Nähe, beim Lesen, versagen sie den Dienst und müssen durch eine Brille unterstützt werden. Jetzt aber erkennt die alte Frau einen Reiter, der sein Pferd langsam auf die Farm zulenkt.

Es ist ihr Sohn, der aus der nächsten Stadt kommt, wo eine Verathung aller Farmer stattgefunden hat. Er gilt etwas in der Umgegend wegen seiner Kenntnisse und seiner Biederkeit, und nicht nur die Deutschen achten ihn, sondern auch die Amerikaner.

Eduard schien in Gedanken versunken und wurde erst aufmerksam, als das Pferd von selbst vor der Thür still hielt. Er schwang sich aus dem Sattel und bot der Mutter zum Gruße die Hand, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

Am nächsten Sonntag wurde, wie immer, ein Wägelchen aus dem Schuppen gezogen und das Pferd davor gespannt. Frau Martini setzte sich mit dem Sohne, der selbst die Zügel führte, in den Wagen, und sie fuhren nach der Stadt, um dort in der Kirche dem Gottesdienste beizuwohnen. Diese Fahrt nach der Kirche war das einzige Vergnügen, das sie sich in ihrer arbeitsvollen Einsamkeit gestatteten, und gleich ihnen kamen alle anderen Farmer, die zerstreut ihre Besitzungen in der Umgegend hatten, in der Kirche zusammen, um dann nach dem Gottesdienste noch ein Stündchen zu plaudern und Nachrichten auszutauschen.

Der Weg war nicht so günstig, daß er dauernde Unterhaltung gestattet hätte. Der Wagen stieß ganz absehnlich, und Eduard

musste auf den Weg achten, damit Pferd und Wagen nebst Insassen keinen Schaden nahmen. Als aber die Stadt in Sicht kam, sagte Eduard kurz zu seiner Mutter: „Es ist neulich eine Lehrerin von San Francisco angekommen. Sie haben eine Schule errichtet, die dringend notwendig war.“

Dann fuhr er bis an das Gasthaus, in dem er abzustiegen pflegte, brachte Pferd und Wagen unter und reichte seiner Mutter den Arm, um sie in die Kirche zu führen. Diese war ein schuppenartiges Gebäude, aus Brettern erbaut. Auf der einen Seite des Innenraumes saßen die Männer, auf der anderen die Frauen.

Als Frau Martini auf ihrer Bank Platz genommen hatte, spähte sie unwillkürlich nach der Lehrerin umher, von der ihr Sohn gesprochen hatte. Sie interessirte sich für dieses Weib, weil es ein neues Mitglied in dem kleinen Kreise von Bekannten war, in dem man lebte. Dann schien es aber auch der alten Frau, als nähme ihr Sohn ein besonderes Interesse an dieser Lehrerin. Sie schloß dies aus der Art und Weise, wie er ihr die Mittheilung gemacht hatte.

Sie sah unwillkürlich gespannt auf, als die Nachbarin ihr zuflüsterte: „Da kommt die neue Lehrerin.“

Sie erblickte ein Mädchen am Anfang der Zwanziger, welches sowohl durch seine anmuthige Erscheinung, als durch sein sympathisches Gesicht einen sehr anziehenden Eindruck machte. Die alte Frau hatte das dunkle Gefühl, daß sie dieses Gesicht schon einmal gesehen habe. Sie beobachtete es auch jetzt genau. Die alte Dame war an diesem Sonntag nicht so andächtig, wie sonst, denn zuerst quälte sie sich, eine Erinnerung heraufzubeschwören, mit welcher sie das junge Mädchen in Verbindung bringen könne, und dann hatte sie sehr viel zu thun, um ihre Fassung zu bewahren, als es ihr plötzlich klar geworden war, daß diese neue Lehrerin niemand Anderes sei, als jenes halbwüchsiges Mädchen, das einst in Washington in ihrem Hause eine Zuflucht gefunden und so plötzlich wieder verschwunden war.

Nach der Kirche blieben die Farmerleute auf dem Platze vor der Kirche in Gruppen stehen. Frau Martini begrüßte einige ältere Frauen, und während sie noch mit ihnen plauderte, ging der Prediger mit der neuen Lehrerin von Gruppe zu Gruppe und stellte sie vor.

Mary Burns war ihr Name. Als der Prediger den Namen der Frau Martini nannte und diese zum Gruß der neuen Bekanntschaft die Hand bot, kam es ihr vor, als erblicke die junge Lehrerin auf einen Augenblick.

Einige Wochen verstrichen. Eines Sonntags Nachmittag machte der Prediger eine Spazierfahrt nach einer benachbarten Farm, wobei er außer seiner Frau auch Mary Burns mitnahm. Auf dem Rückwege nahm die Vergnügungsfahrt ein sehr plötzliches, unangenehmes Ende. Der Wagen schlug um, und während der Prediger und seine Frau mit leichteren Verletzungen davon kamen, that Mary einen so schweren Fall, daß dem Prediger nichts übrig blieb, als die nächste Farm aufzusuchen und dort um Hilfe zu bitten. Es war zufällig Martini's Farm.

Mary wurde dort vom Wagen gehoben und in das Haus getragen. Der Prediger und seine Gattin warteten so lange, bis ihnen Frau Martini mittheilen konnte, daß es mit der Verunglückten besser gehe. Dann fuhren die Beiden nach der Stadt zurück, um von dort aus den Arzt zu schicken, und Frau Martini war allein mit dem Mädchen, das auf so eigenthümliche Weise zum zweiten Male ihre Schutzbefohlene geworden war.

Als Mary erwachte und vor sich das Gesicht der guten Frau Martini erblickte, schien

sich Entsetzen ihrer zu bemächtigen. Sie starrte um sich, als habe sie eine Vision, dann schrie sie auf, sank zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Spät am Abend kam der Arzt herausgeritten und erklärte, es sei keine Gefahr. Doch verordnete er Ruhe, und Frau Martini räumte der Lehrerin ihr eigenes Zimmer ein, damit sie die Nacht und die nächsten Tage in demselben zubringe.

Diesmal entwichte der Schüpling nicht. Das hätte auch die Aufmerksamkeit Eduard's verhindert, der merkwürdig unruhig schien, seitdem sich das junge Mädchen im Hause befand.

So vergingen drei Tage, während welcher sich die Lehrerin vollständig erholte. Dann kam der Prediger mit seiner Frau herausgefahren, um die Genesene abzuholen, und diese dankte insbesondere Frau Martini lebhaft und unter vielen Thränen. Merkwürdig war es, daß sich Eduard von ihr fern hielt, gleichsam als wäre es ihm unangenehm, daß sie als Gast in seinem Hause sei.

Die alte Mutter beobachtete ihn prüfend und manchmal lächelte sie. Vielleicht hatte sie bereits das Richtige gefunden. Aber sie schwieg auch, als der Sohn nach dem Wegfahren des Gastes wieder still und nachdenklich wurde, bis sie eines Tages allein nach der Stadt fuhr, um etwas für die Wirthschaft zu besorgen. Als sie dann nach erfolgter Rückkehr mit dem Sohn in der Plauderstunde am Kamin saß, sagte sie: „Ich bringe eine Neuigkeit mit, Fräulein Mary Burns, die Lehrerin, hat ihre Stellung gekündigt und will wieder fort.“

„Sie will wieder fort?“ fragte Martini erschreckt. Dann sprang er plötzlich auf und griff nach seinem Hut.

„Wo willst Du hin?“ fragte die Mutter.

Er wurde verlegen und sagte: „Ich dachte nur daran —“

„Du dachtest nur daran,“ sagte lächelnd die alte Frau, „daß morgen eine bessere Gelegenheit ist, zu dem sonderbaren Fräulein zu fahren, und dasselbe zu fragen, ob sie nicht vorzieht, anstatt die Gegend zu verlassen, in derselben zu bleiben als Deine Frau.“

Eduard trat auf die Mutter zu und schloß sie in seine Arme.

„Ich habe Dein Geheimniß schon längst entdeckt,“ sagte die Mutter. „Ich wußte, daß Du für dieses Mädchen ein eigenthümliches Interesse hattest, und als Du sie hier wiedersehst, zog sie Dich so mächtig an, daß Du Dein Herz an sie verlorst. Ist es nicht so?“

Es war Nachmittag, als Martini sein Pferd vor dem Schulhause anhielt, in dem sich die Wohnung Mary's befand. Er stand wenige Minuten später vor ihr. Er wollte seine Werbung eben beginnen, als Mary ihn unterbrach, indem sie sagte: „Sprechen Sie nicht weiter. Ich habe Ihnen erst ein Geständniß zu machen — dasselbe muß gemacht werden, wenn es mir auch das Herz bricht. — Ich bin das Kind eines Irlandsers und einer deutschen Mutter, die früh starb. Ich wuchs auf in Glend und Noth. Was mein Vater trieb und wovon er sich ernährte, weiß ich nicht, ich fürchte aber, es war kein ehrliches Handwerk, das er ausübte. Ich sah ihn mit Spiel- und Zechgenossen verkehren, und während ich noch ein Kind war, wachte ich Nachts oft voll Schrecken auf meinem Strohlager in unserer Dachkammer, mich schlafend stellend, während mein Vater irgend welche Pläne mit seinen Genossen beriehl. Eines Tages war mein Vater freundlicher als sonst gegen mich, und ich ahnte, daß er etwas von mir fordern würde, woran ihm viel läge.“

Mary machte eine Pause und trocknete ihre Thränen. Dann fuhr sie, immer mehr stockend und leiser sprechend, fort: „Er sagte mir, es handle sich um eine Wette, bei welcher

er viel Geld verdienen könne. Er müsse den Schlüssel zum Korrektorenzimmer der Bundesdruckerei haben, diesen aber trüge ein Mann stets bei sich. Sie waren jener Mann. Ich sollte Ihnen den Schlüssel entwenden. Ich weigerte mich, und mein Vater gerieth darüber in sinnlose Wuth. Er ließ mich hungern und mißhandelte mich auch thätlich in rohester Weise. Endlich wurde er weich und schalt mich ein herzloses Kind, das seinem Vater nicht einen kleinen Verdienst gönnen wolle. Es handle sich um nichts Böses, sondern lediglich um eine Wette, bei der Niemand geschädigt würde, durch die er aber, wenn er sie gewänne, aus seiner elenden Lage kommen könne. Da ließ mein Widerstand nach. Er gab mir darauf Verhaltensmaßregeln, nach denen ich mich richtete. Ich heuchelte eine Ohnmacht vor Ihrer Thür, und als Sie mich in Ihr Zimmer gebracht, als Ihre Mutter sich meiner so liebevoll angenommen hatte, da —“

Mary brach in ein herzzerreißendes Schluchzen aus und warf sich vor Eduard auf die Kniee. Dann rief sie: „Ich stahl den Schlüssel aus Ihrer Rocktasche, während Sie mich aufhoben und in Ihr Zimmer trugen. Ich kletterte durch das Fenster und brachte den Schlüssel meinem Vater. Dieser belobte mich und nannte mich mit zärtlichen Namen. Dann ging er davon mit seinen Genossen, und ich weinte bis zum Morgen auf meinem elenden Lager, denn ich war ja eine Diebin geworden. Ich hatte die Menschen bestohlen, die sich meiner so liebevoll angenommen hatten, wie noch nie Jemand in meinem Leben; ich glaubte vergehen zu müssen vor Scham und Reue und dachte an Selbstmord. Da erschien mein Vater wieder und befahl mir, den Schlüssel vor Ihrer Thür noch vor Anbruch des Morgens niederzulegen, damit Sie ihn dort finden und glauben sollten, Sie hätten ihn verloren. — Nun wissen Sie, was zwischen uns steht. Verlassen Sie mich jetzt und lassen Sie mich ungestört abreisen.“

„Nein, Mary,“ sagte Eduard, der längst die Unglückliche aufgehoben hatte, „ich lasse Dich nicht gehen. Dein Geständniß beweist mir, daß Du das Opfer eines Irrthums bist. Ich bin noch länger als zwei Jahre nach diesem Tage im Dienste der Bundesdruckerei gewesen, aber ich habe auch nicht das Geringste entdeckt, was einen Anhalt für irgend ein Verbrechen hätte ergeben können. Glaube mir, es hat sich in der That um nichts Anderes, als um eine Wette gehandelt. Mit unnützen Sorgen hast Du Dein Herz beschwert. Nun wirf sie von Dir, diese Sorgen, und beantworte mir eine Frage: Willst Du mein Weib werden?“

„Können Sie mir vergeben?“ fragte Mary zitternd.

„Ich habe nichts mehr zu vergeben,“ sagte Eduard, „nur Dich zu bitten, mir ein treues, liebendes Weib zu werden.“

Sie schluchzte laut auf, aber es waren Freudenthränen, und sie weinte sich aus an seiner Brust.

Wenige Wochen später segnete der Prediger die Ehe zwischen Mary Burns und Eduard Martini ein, die eine selten glückliche wurde. Nur einmal wurde die Erinnerung an die Vergangenheit wieder wachgerufen, als nämlich im Jahre 1883 eines Tages die Zeitungen die Nachricht von einem eigenthümlichen Druckfehler brachten, der in der Bundesdruckerei vor siebenzehn Jahren entstanden war.

Es war damals — im Jahre 1866 — ein neuer Zolllarif berathen und in der Druckerei hergestellt worden. Durch einen Irrthum war bei dem Anfaß für gewisse Eisenwaaren ein Komma versezt worden, durch welche Veränderung seine Eisenwaaren nur denselben Zoll zu bezahlen hatten, wie gewöhnliche. Der Zoll für letztere betrug nämlich 2,15 Dollars, für die feineren

dagegen sollte er 21,5 Dollars betragen. Das Komma in letzterer Zahl aber war nicht an seine Stelle gekommen, sondern um eine Zahl vorgerückt worden, so daß auch der Zoll für seine Eisenwaaren mit 2,15 Dollars in den Tarif aufgenommen worden war. Der Schaden, welcher der nordamerikanischen Regierung durch dieses Versetzen des Komma's im Laufe der Zeit entstanden war, betrug fast neunundvierzig Millionen Dollars an Zollgebühren, und den Vortheil davon hatten die englischen Fabrikanten, die jene Waaren einführten.

Diese Notiz brachte für Eduard die Lösung des Räthsels, weshalb der Vater Mary's einst solche Sehnsucht nach dem Schlüssel zum Kor-

rektorenzimmer der Bundesdruckerei gehabt hatte. Durch englisches Geld bestochen, hatte er jedenfalls sich oder anderen Leuten, die etwas mehr davon verstanden, als er selbst, den Eingang in die Druckerei verschafft, wo unter dem bereits fertig korrigirten Satz die Umstellung des Komma's vorgenommen wurde, die eine so ungeheure finanzielle Bedeutung gewinnen sollte. Entdeckt wurde diese Verletzung des Komma's erst, wie gesagt, nach siebenzehn Jahren, im Jahre 1883.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

„York soll sich zum Teufel scheren.“ — Der

berühmte preussische General York hatte als 20jähriger Lieutenant im bayrischen Erbfolgekriege einen höheren Offizier, der eine Kirche plünderte, deshalb getadelt, und war wegen dieses subordinationswidrigen Raisonnirens vom großen Friedrich entlassen worden mit den Worten: „York soll sich zum Teufel scheren.“ Er ging nach Holland und kämpfte in Indien gegen die Engländer. Erst nach Friedrich's Tode kam er nach Preußen zurück. [E. R.]

Ein Walfisch als Geschenk. — Die schwedische Sängerin Arnoldson gab vor einigen Jahren eine Reihe von Konzerten in Bergen, was die Fischer dieser Stadt so begeisterte, daß sie der Sängerin einen Walfisch von 30 Fuß Länge als Geschenk überbrachten, den sie am Tage des ersten Konzertes zufällig gefangen hatten. [v. d. Sch.]



Berchtesgaden.

(Mit Abbildung.)

Das Berchtesgadener Ländchen ist ein großartiges Alpengebiet, das die südlichste Ecke des bayrischen Regierungsbezirkes Oberbayern, zwischen der Saalach und Salzach, bildet. Der Marktflecken Berchtesgaden mit 1800 Einwohnern liegt am Südbahngang des Unterberges und bildet mit seiner nächsten Umgebung eine der entzückendsten Landschaften (siehe unsere Abbildung). Berchtesgaden ist Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichts, hat ein umfangreiches Chorstift (früher Residenz der Präpste, jetzt königliches Schloß), drei Kirchen und die 1850 bis 1855 erbaute königliche Villa. Der Ort hat ferner eine Zeichen- und Schnitzerschule und ist der Stapelplatz für die Berchtesgadener Schnitzwaaren. Besonders wichtig ist das Salzbergwerk, das eine jährliche Ausbeute von 500,000 metrischen Centnern Salz gewährt. Die Umgegend bietet Gelegenheit zu den herrlichsten Ausflügen; der Königssee liegt nur 1 1/2 Stunden entfernt, und Bergsteiger finden lohnende Aufgaben in der Erklimmung des Hochbrett (2262 Meter), des hohen Göll (2619 Meter), des Kallersberg (2348 Meter) oder des Watzmann (2650 Meter), dessen dreieckige Pyramide wir im Hintergrunde unseres Bildes emporragen sehen.

Berchtesgaden mit dem Watzmann.

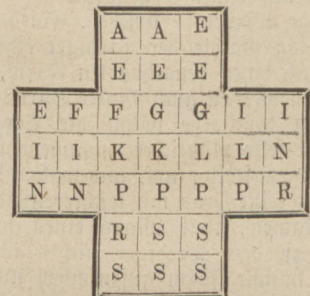
Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 9:
Wer in der Welt keinen Platz findet, der flüchte in sein Herz.

Kreuz-Räthsel.



Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden drei Wörter der wagrechten Reihen denen der entsprechenden senkrechten Reihen gleich sind. Die Wörter bezeichnen: 1) einen berühmten französischen Ingenieur, 2) ein starkes Mineralgibt, 3) ein Geldstück. Auflösung folgt in Nr. 11. [H. Vogt.]

Auflösungen aus Nr. 9: des Buchstaben-Versetzungs-Räthsels: Schiller; 1) Straubing, 2) Christian, 3) Haartem, 4) Isabella, 5) Limonade, 6) Leberthran, 7) Elefant, 8) Nichteileu; des Logogriffs: Profit—Profit.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönlank Nachfolger) in Stuttgart.